

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 145.

Montag, 29. Mai

1933.

## Der Vetter aus Amerika

Kriminalroman von Hanns Zomac

12. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Ich verstehe nicht! Was hat die Polizei mit dem Brandunglück zu tun?“

„Dummkopf — entschuldige — aber siehst du nicht, daß Baron Hartmanns Besitztum sozusagen an allen vier Ecken in Flammen steht? Es kann also keineswegs mit rechten Dingen dabei zugegangen sein.“

„Sondern —?“

„Brandstiftung natürlich. Aber jetzt mach schnell — jede Sekunde ist kostbar.“

Das Eilgespräch mit München war rasch erledigt. Als Peter Rien den Hof betrat, saß Alexander bereits am Führersitz des großen Packard-Wagens und setzte gerade den Anfahrer in Tätigkeit. Wenige Sekunden später sausten sie im Neunzig-Kilometer-Tempo die Chaussee entlang.

„Brandstiftung, sagtest du vorhin“, meinte Alexander während der Fahrt. „Aus welchem Motiv?“

„Natürlich muß der Anschlag gegen den Baron gerichtet sein. Vorausgesetzt natürlich, daß meine Kombinationen stimmen, was ich aber augenblicklich weniger denn je bezweifle. Sicherlich will man den kranken Mann, der sich nicht bewegen kann und auch kaum transportfähig sein dürfte, in den Flammen untkommen lassen.“

„Das wäre ein Schurkenstreich, der sich sehen lassen kann!“

Alexander raste weiter. Nach kaum zehn Minuten hatten sie das Schloß Hartmanns erreicht.

In den Hof konnten sie nicht einfahren, da dort die auch erst vor kurzem eingetroffene Feuerwehr alles abgeperrt hatte.

So hielten sie an dem rechten Seitenflügel, auf den die Flammen noch nicht übergegriffen hatten.

Sanitätsrat Löffler mußte die Ankunft des Wagens schon von weitem bemerkt haben, denn er kam sofort herbeigeeilt und rief:

„Es ist gut, daß Sie kommen, meine Herren. Der Brandinspektor sagte mir soeben, er glaube, hier müsse ein Verbrechen vorliegen.“

„Stimmt“, erwiderte Peter Rien, die Wagentür zuschlagend. „Ich habe die Polizei bereits verständigt.“

„Wie konnten Sie das ahnen, Herr Rien?“

„Das ist jetzt Nebensache, Herr Sanitätsrat. Vor allem eins: Wo ist Baron Hartmann?“

„Noch im Krankenzimmer. Frau Bissi und die Schwester sind bei ihm.“

Peter Riens Blick glitt prüfend über den rechten Seitenflügel, in dem sich das Krankenzimmer befand.

„Merkwürdig“, murmelte er dann mehr für sich selbst. „Gerade hier scheint kein Feuer angelegt worden zu sein. Das könnte meine Theorie ins Wanken bringen, wenn nicht vielleicht doch —“

„Sie glauben, daß das Feuer ein gegen Baron Hartmann gerichteter Anschlag ist?“ unterbrach ihn der Arzt, der jedes Wort vernommen hatte.

„Ja, unbedingt. Darum will es mir nun partout nicht in den Kopf, weshalb gerade der Gebäudeteil, in

dem der Baron liegt, von den Flammen verschont geblieben ist. Hier müßte doch der hauptsächlichste Brandherd liegen.“

„Vielleicht wollte der Brandstifter den Baron nur durch die Zerstörung seines Besitzes schädigen, und es war gar nicht auf sein Leben abgesehen?“ mischte sich Alexander jetzt ein.

„Nein, mein lieber Alex, das kann kaum stimmen. Bedenke immer, daß man bereits zwei Mordanschläge auf Baron Hartmann verübt. Der Unbekannte, der bei alledem seine Hand im Spiele hat, will bestimmt des Barons Tod.“

Alexander zuckte die Achseln; dann fragte er:

„Was wollen wir jetzt tun, Peter? Sollen wir uns an den Löscharbeiten beteiligen?“

„Unfinn! Das verstehen die Feuerwehrleute tausendmal besser — wir würden ihnen nur im Wege sein. Nein, bleib du einstweilen hier, warte auf Kommissar Bäuerle, der ja in der nächsten Viertelstunde hier eintreffen wird, und kläre ihn über das Nötigste auf. Ich werde mir inzwischen den rechten Seitenflügel etwas näher betrachten und das ganze Haus vom Keller bis zum Boden einer gründlichen Durchsuchung unterziehen.“

„Versprichst du dir etwas davon?“

„Ich würde es sonst bestimmt nicht tun“, antwortete Peter Rien, eigentümlich lächelnd — und mit diesen Worten ging er über den Hof und bahnte sich durch die Feuerwehrleute hindurch seinen Weg bis zum Hauseingang, wo er gleich darauf verschwand.

Eine Stunde später war es der tatkräftigen Arbeit der Feuerwehrleute gelungen, das Feuer soweit zu lokalisieren, daß ein Übergreifen auf den völlig verschont gebliebenen rechten Seitenflügel, indem sich das Krankenzimmer befand, als durchaus unwahrscheinlich anzusehen war.

Frau von Schellhagen wachte noch immer am Bett des Kranken. Die Schwester hatte sie fortgeschickt, um Erkundigungen einzuziehen, ob der Kranke doch noch abtransportiert werden müßte.

Sanitätsrat Löffler kam plötzlich ins Zimmer. Er war schmutzig und rauchgeschwärzt. Frau Bissi eilte auf ihn zu und faßte seine Hand.

„Wie steht es draußen?“ fragte sie dabei erregt. „Wird das Schloß gerettet werden können?“

„Ja, gnädige Frau, die eigentliche Gefahr ist wohl vorüber. Gott sei Dank scheint unser Patient nichts von alledem bemerkt zu haben; das freut mich ganz besonders. Übrigens sind auch Peter und Alexander Rien herübergekommen.“

„Das ist schön und nun eine Frage, Herr Sanitätsrat: Ist mein Vetter mit unter den Löschenden?“

„Nicht daß ich wüßte, gnädige Frau! Ich habe ihn nirgends gesehen; außerdem glaube ich zu hören, daß Herr Rüst verweist sei.“

„Das ist er auch, Herr Sanitätsrat, und doch war es mir vorhin, als hätte ich ihn für einen Moment an



34 000 4000 3000  
 gütigen  
 redmet  
 schüsse  
 f in fi  
 gen M  
 händlich  
 deutse  
 fort e  
 wiele  
 Der Bes  
 werden.  
 Nicht  
 aussch  
 liche A  
 ich en  
 größter  
 weiden  
 dienst  
 nachme  
 garzich  
 Arbeit  
 Offen  
 lichte  
 weshalb  
 bettsdien  
 ausse  
 lichteit  
 Man wi  
 Ein  
 energ  
 Ob  
 tonjere  
 chait  
 posit  
 Ange  
 Keris  
 dient mit  
 ministri  
 präsi  
 Ange  
 polito  
 wicklung  
 vorge  
 Preuss

## Gefundung.

Es ist, als sei es nie gewesen,  
 So selig ist's, daß es verging,  
 So himmelschön ist das Gesehen,  
 Der schwebefrohe Schmetterling!  
 Gesprengt des Leidens dunkle Kammer,  
 Verküßt zu einem Sonnenstrahl  
 Der überwundene dunkle Jammer — —  
 Ja, die Erinnerung an die Qual!

Frida Schanz.

## Der mißglickte Besuch.

Eine Brahms-Geschichte von Kurt Arnold Findeisen.

Findeisen hat in seinem bei Koehler und Amelang in Leipzig erschienenen Brahms-Roman „Lied des Schicksals“, der das lebendigste Bild des Meisters zu seinem 100. Geburtstag zeichnet, eine Fülle charakteristischer Episoden verflochten, von denen wir eine wiedergeben. (Die Schriftleitung.)

Peter Rosegger stand in seinem Kriegslager Haus am Stehpult und schrieb, die kurzlichtigen Augen nahe am Papier. Die Läden des Zimmers hatte er zur Hälfte schließen lassen wegen der Julisonne; es war kühl und still um ihn.

Eigentlich wollte er gar nicht in der Schattenschule seines Arbeitsraumes, in dem der Pendel einer geknickten Wanduhr den Sommertag in kleine Scheiben schnitt, eigentlich trieb es ihn in einer fernen Landschaft umher zwischen Wildschlucht und Wasserfall am Toten See bei Altenmoos; denn er schrieb an seinem Roman „Jakob der Letzte“. Und so erschraf er denn auch ein wenig, als es hart an die Tür klopfte. Die junge Magd, die erst seit ein paar Tagen bei ihm im Dienste stand, meldete, ein fremder Herr sei gekommen.

„Ein fremder Herr? Was soll das, ein fremder Herr? Was gehen mich fremde Herren an?“ sagte der Dichter obenhin.

„Bitt' schön, der fremde Herr will den gnädigen Herrn sprechen.“

„Der gnädige Herr ist nicht vorhanden. Ich heiße Herr Vater, verstehst du?“

„Bitt' schön, gnädiger Herr Vater —“

Da erschien der fremde Herr auch schon in der Tür. Ein stattlicher Mann, verschwißt und verstaubt, mit einem zerzausten Kollbart. Auf der Achsel lag ihm so etwas wie ein Sommerplaid; in der einen Hand trug er einen Schirm aus grauem Leinen, dazu den Hut; mit der anderen wischte er sich den Schweiß von der Stirn.

„s ist arg heiß heute“, sagte er; es klang etwas schnarrend.

„Bitte, nehmen Sie einen Augenblick Platz“, sagte der Dichter zerstreut. Wie sollte sich jetzt auf dem Reuthof in Altenmoos die Handlung weiterspinnen? — Ja so, da war ein fremder Herr. Der hatte wirklich Platz genommen. Andere Bittsteller setzten sich gar nicht erst! Dieser wirtschaftete noch immer mit dem Taschentuch.

„Wir sind Nachbarn für diesen Sommer“, brummte der Fremde und pflanzte seinen Schirm, der nicht stehen wollte, nachdrücklich in die Zimmerede. „Ich habe mich für ein paar Wochen in Märzanschlag niedergelassen.“

In Märzanschlag? dachte der Dichter beiläufig. Da hat er zwei gute Bestunden in Staub und Sonne hinter sich! Der Aussprache nach ist er Norddeutscher. Hossentlich sind ihm unsere Berge hoch genug. Hinter Altenmoos, hinter dem Toten See steigen freilich stattlichere Gipfel an.

„Es ist eine interessante Gegend“, bestätigte der Fremde. Da fiel sein Blick auf das offene Klavier: „Sind Sie auch musikalisch?“

Musikalisch? hörte der Dichter mit halbem Ohr. Ja, in Altenmoos wurde viel gesungen zur Feierabendzeit über die Feldlehnen hin. Er deutete das an.

Der Fremde richtete verbüßt den vollen Blick auf ihn.

Jetzt wird er gleich mit seinem Anliegen herausrücken, dachte der Dichter. Vielleicht will er ein Autogramm. Das soll er haben. Ich schreibe ihm: Wo keine Liebe zur Heimat da ist, da ist auch keine zum Vaterland. Das soll „Jakob der Letzte“ sagen.

Aber der Fremde dachte nicht daran, eine Bitte vorzubringen. Er bemerkte nur gedehnt, er wolle sich nun wieder auf die Weine machen, es wäre ihm ein Vergnügen gewesen.

Der Dichter fand keinen triftigen Grund, dem zu widersprechen. Er sah mit halbem Blick, wie der Fremde Schirm und Hut an sich nahm und kopsnüdend die Tür aufklickte. Hatte er nicht dabei gelacht?

Es war wieder schön still im Zimmer. Die Schreibfeder konnte fortfahren, wo sie ausgelegt hatte. Der Dichter stieg mit Jakob, dem Reuthofer, in die Berge, den verschwundenen Sohn zu suchen.

Da stürzte seine Frau zur Tür herein: „Mann! Mann! Weißt du, wer jetzt eben an unserm Haus vorbeigegangen ist?“

„An unserm Haus? Ja, was ist dir denn?“

„Denk doch! Johannes Brahms, Brahms und kein anderer! So sieht er aus auf den Bildern. Er ging dicht unter unserm Fenstern hin.“

Rosegger mußte sich setzen. „Was sagst du? Johannes Brahms? — Ich Unglücksdensch!“

„Ich versteh dich nicht —“

„So begreif doch: Er war eben hier bei uns! Er hat mich besucht. Auf diesem Stuhl da hat er gefessen.“

„Und du hast mich nicht gerufen?“

„Ich hab' ihn ja nicht erkannt!“ schrie er. „Ich hab' ihn wieder gehen lassen!“

„Du bist ein — ja, du bist ein Unglücksdensch, Peter. Also, schnell, lauf ihm nach!“ Sie stieß die Läden auf. „Dort, siehst du, dort geht er noch mit seinem grauen Schirm!“

Rosegger sah, die Hände auf den Oberschenkeln, und schüttelte den Kopf. Er brachte nicht einmal den Willen auf, sich zu erheben, geschweige denn, dem Fremden nachzusträgen. „Das ist überhaupt nicht mehr gutzumachen!“ flüsterte er mit erloschener Stimme.

Die Frau schüttelte ebenfalls den Kopf. Wenn wenigstens in ihrem Haus von diesem Komponisten nicht ein Ton erklungen wäre! Aber sie selber spielte seine Sonaten mit Hingabe; sie hatte sie sich erarbeitet. Und ihre Tochter sang seine wunderbaren Lieder. Erst gestern abend waren sie in seiner Musik glücklich gewesen! — Da tänzte, schon fern, sein grauer Schirm die lange Straße hin, jetzt nur noch eine helle Scheibe, jetzt nur noch ein lichtiges Pünktchen, — verschwunden.

Rosegger sah noch immer, die Hände auf den Schenkeln. Er sah wie gelähmt. Mit einem verzweifelten Blick sah er zu der Frau empor: „Zwei Stunden war er gewandert, bei dieser Hitze, und wollte mich besuchen, Anna, uns besuchen wollen? er! Und ich Trottel laß ihn wieder fortgehen ohne ein „Vergelt's Gott!“ und ohne ein —! Brahms! — So was ist überhaupt noch nicht dagewesen! Ich schäme mich!“

An „Jakob dem Letzten“ wurde an diesem Tage nicht weiter gearbeitet. Wohl aber wurden allerhand Pläne geschmiedet, die Schande zu tilgen. Einen Brief schreiben? Falsch! Morgen früh nach Märzanschlag gehen und ihn aufsuchen? Auch falsch!

Gras darüber wachsen lassen, nicht an die Sache rühren, die Schande vergessen machen, das war vielleicht das einzig Mögliche.

So verging daß eine Woche. Endlich hatte sich der Dichter so weit gefaßt, daß er den Besuch evadieren durfte.

Als er in Märzanschlag an dem Haus läutete, brin er die Wohnung des berühmten Gastes erfragt hatte, hieß es: Der Herr Doktor ist gestern abgereist. —

## Der Streit um die Tanne.

Skizze von Erich Kunter-Klosterreichenbach.

Das alte Torhäuschen mit dem eingebauten Durchlaß bildet die Pforte zum Klosterhof und zu den schönen Klosterwäldern, der Sehenswürdigkeit eines kleinen Kurortes im Schwarzwald. Hinter dem Torhäuschen, am Eingang zum Garten, steht eine herrliche, schlauke, wohl 15 Meter hohe Tanne. Der Gipfel über dem schurigen Häuschen rundet das romantische Bild wunderschön ab. Wie ein alter Holzschnitt sieht das Jbhl aus; eine Augenweide für Fremde.

Nicht so Frau Düring, deren Haus dem Torhäuschen benachbart ist und kaum anderthalb Meter vom Gartenzaun und somit von der Tanne entfernt steht. Ihr war die Tanne ein Dorn im Auge. „Alle zwei, drei Jahre“, klagte sie wiederholt, „habe ich Dachschäden, die mehrere hundert Mark kosten. Die Tanne wirft kiloweise ihre Nadeln und dürren Zweige auf mein Dach; dadurch verfaulen Schindeln und Blechrennen. Und niemand erfeszt mir den Schaden.“

Ihre beweglichen Klagen brangen aber selten bis an das Ohr des Torhäuschenbesizers, des Majors von Pfeilstäd. Der wohnte nämlich gar nicht in seinem Besiztum, sondern drei Bahnstunden entfernt in der schwäbischen Hauptstadt. Er hatte seinen früheren Vurschen Johannes Dose und dessen Frau in das Häuschen geheszt; als Verwalter, der die baufällige Komantit vor dem gänzlichen Verfall bewahren sollte. Die Leutchen konnten dem Gesammer der Witwe Düring immer wieder nur die Worte entgegenhalten: „Wir haben ja keine Vollmachten und können da gar nichts machen.“

So reiste Frau Düring eines Tages nach Stuttgart und sprach mit dem hochbeinigen Besizer des Nachbargrundstückes. „Mache Se was Se wolle!“ erklärte der Major mit militärischer Kürze und schwäbischer Derbheit nach einer Unterredung von zwei Minuten, in der Frau Düring eben angefangen hatte, ihre Beschwerde breit zu entwerfen. „I kann mi net mit Ihrem langweiligen Zeug befasse. Aber meine Tanne bleibt da hehe, wo sie scho geschtanbe hat, wie i no garnet auf der Welt war.“ —

Nach dieser häufigen Absage kam die wutentbrannte Frau schließlich zum nächsten Rechtsanwalt und beschwor ihn, ihr gutes Recht vor dem Rabi zu erkämpfen. Rechtsanwalt Birnbaum bezeugte warmes Mitleid mit dem harten Geschick der leidgeprüften Frau und eröffnete ihr teilnahmsvoll, er werde sich der Sache bestens annehmen und als Vorstoß auf sein Rechtsanwalts-honorar habe er fünfzig Mark zu bekommen.

Hiermit waren die Feindseligkeiten eingeleitet, und sie nahmen einen munteren Verlauf. Monatelang tobte ein erbitterter Kampf um das Dasein der friedlichen Tanne, die nichts davon ahnte, mit welcher Hartnäckigkeit man ihr an ihr bescheidenes Leben wollte. Die Alten schwollen an; der Kreis der Leute, deren Interesse sich mittelbar mit dem Sein oder Nichtsein der Tanne verknüpfte, vergrößerte sich. Die am meisten in Mitleidenschaft Gezogenen waren die beiden Nachbarkinder, Erna Düring und Martin Dose. Sie hatten kurz vor der Kriegserklärung beschlossen, ihre Verlobung demnächst bekannt zu geben. Daraus wurde nichts.

Die Entzweiung der beiden Familien und ihrer Sippen griff wie ein fressendes Übel immer weiter um sich. Und unter den Zusammengehörigen selber gab es Unstimmigkeiten. Frau Düring mußte sich manches von ihrer Tochter sagen lassen und auch Vorwürfe ihrer im Ort lebenden Geschwister einstecken. „Du wirst noch deine paar Spargroschen mitsamt deinem Haus verprozeßieren“, prophezeite ihre Schwester äbelwollend. „Wenn's geht, schließe einen anständigen Vergleich!“

Da verkündete eines Tages Herr Birnbaum seiner Mandantin triumphierend, das Urteil sei in erster Instanz zu ihren Gunsten gesprochen. Major von Pfeilstück müsse die Tanne schlagen lassen. Der Anwalt des Gegners legte aber sofort Verurteilung ein, und so kam der Prozeß in die zweite Instanz. Jetzt nahm auch der Forstmeister des Bezirks, der vor langen Jahren einmal mit dem Major Zwistigkeiten in irgendeiner Angelegenheit gehabt hatte, für Frau Düring Partei. Das Forstamt befand sich gegenüber von Frau Dürings Haus, also an der anderen Flanke des Forsthäuschens. „Die Tanne hat ein ganz flaches Erdreich“, erklärte der Forstmeister, „und wenn ein Sturm kommt, besteht Gefahr, daß sie umgeworfen wird und beim Fall unter Umständen sogar das Forsthaus beschädigt.“

Forstmeister Langast wurde vom Gericht als Sachverständiger vernommen. Der Anwalt des Majors meinte hämisch, eher werde wohl der Blitz als die Tanne ins Forsthaus einschlagen und der Herr Forstmeister werde sein Leben nicht durch den gefährlichen Tannenbaum verlieren, der so vielen Stürmen der Jahrzehnte standgehalten habe. Allein das Sachverständigenurteil tat doch keine Schuldigkeit; die Lage des Forsthäuschens verschlechterte sich, so daß auch in zweiter Instanz keine Aussicht für ihn bestand, den Streit zu gewinnen.

Dafür stieg das Hoffnungsbarometer nicht nur bei Frau Düring, sondern auch bei den Liebenden beträchtlich. „Wenn meine Mutter in dem Prozeß obliegt“, sagte Erna, „so wird sie sich mit dem Triumph zufriedengeben und unserem Heiratsplan wieder günstiger gestimmt sein.“

Als sich die Waage der Gerechtigkeit offensichtlich zu Gunsten der Klägerin geneigt hatte, spielte der Beklagte unerwartet noch zwei so starke Krämpfe aus, daß der Endsieg der Düringpartei in letzter Minute sehr in Frage gestellt wurde. Der Anwalt des Majors hatte sich an den behördlichen Heimatschutz gewandt mit dem Erfolg, daß dieses Amt die Fällung des Baumes, der zu einem Heimatschutzdenkmal gehöre, untersagte. Gegen den Beschluß erhob nun wieder der Forstmeister Einspruch, und er drang nach langwierigen Verhandlungen mit seiner Ansicht bei Gericht durch.

Da erschien an einem Vormittag Herr Dose in der Wohnung der Witwe Düring. „Ich komme im Auftrag meines Herrn“, sagte er förmlich. „Ich soll Ihnen mitteilen, daß Herr Major die Grundstücksgrenze jetzt freigemacht haben will, wenn Sie in der Tannenfrage nicht nachgeben.“

Das bedeutete für die Witwe einen schweren Schlag. Ihr Gartenhäuschen war seiner Zeit genau an der Markung der angrenzenden Grundstücke gebaut worden. Um die Forderung des Majors zu erfüllen, mußte sie die Laube abreißen lassen.

In diesen Tagen wurde im Berufungsverfahren der Klägerin abermals das Recht auf die Tanne zugesprochen. Sie nahm die Urteilsakte offen in die Hand, so wie das Gesangbuch beim sonntäglichen Kirchgang, und ging damit zu ihrem Bruder, der draußen vor dem Ort ein Sägewerk hatte. „Ich will dich fragen, Christian, ob du mir zum Umlegen der Tanne die Arbeiter stellen kannst.“

„Ja, das kann ich wohl“, sagte der einfache, biedere Mann. Er ließ von der Arbeit ab und trat mit der Schwester zur Besprechung der Angelegenheit vor das Haustor. Es war herblich kühl. Eine Anzahl Burschen und Mädel zog vorbei, mit verschränkten Armen eine Kette bildend. Der Anblick des Sägewerkes gab einem der jungen Leute in den Sinn, das Lied „Dort drunten in der Mühle“ anzustimmen.

Die Geschwister vergaßen ihr Gespräch und lauschten dem in der Ferne verklingenden Lied von dem Tannenbaum, dessen Stamm in der Sägemühle zerschnitten wird und der den zuschauenden Wanderer ans Sterben erinnert:

Du bist's, für den wird werden,  
Wenn kurz gewandert du,  
Dies Holz im Schoß der Erden  
Ein Schrein zur langen Ruh.

Die Melodie erlosch sanft und schwermütig in der Abenddämmerung:

Bier Bretter sah ich fallen,  
Mir ward's ums Herze schwer ...

Der Frau war es wunderbar zumute geworden; sie wußte nicht, warum. „Jaja“, sagte der Bruder leise. „Bier Bretter ... daran haben wir beide in nicht allzuferner Zeit einmal genug. Die Tanne gäbe auch vier Bretter, Hanna.“ Er trat auf die Schwester zu und ergriff in verhaltener Bewegung ihre Hände. „Schwesterherz, schaff den häßlichen Streit nicht nur gerichtlich, sondern auch wirklich aus der Welt; und zwar dadurch, daß du die Tanne nicht aus der Welt schaffst“, bat er eindringlich. „Laß sie in Frieden leben, wie du den Rest deines Daseins in Frieden verleben mögest. Überlaß den endgültigen Entschluß in dieser Frage deinen Kindern, die nach dir im Häuschen wohnen!“

Am nächsten Tage meldete Herr Dose sich wieder bei der Witwe. „Frau Düring, heute bin ich hier, um Ihnen ein Friedensangebot zu machen, das vor allem unseren Kindern zugute kommen soll“, sprach er langsam, fast feierlich. „Herr Major von Pfeilstück ist plötzlich verstorben und hat mir im Testament das Häuschen vermacht. Die Tanne mag also gefällt werden, und dann sind wir wieder Freunde, gelt?“

Frau Düring legte froh ihre Hand in die dargebotene Rechte und sagte einfach: „Ob die Tanne umgehauen werden soll oder nicht — darüber mögen unsere Kinder entscheiden.“

## Die Pferde von Fretheim.

Von Noa Kiepenheuer.

In die tiefblauen Wasser des Sognefjords fallen stiel die Felsen der schneebedeckten Berge. Kaum, daß die Steinriesen Platz lassen für den winzigen Hafen von Fretheim. Einige Häuser, ein kleines weißes Hotel sind an die Felsen angelehnt und es scheint, als drängten sich die wenigen Bauten noch weiter in den Granit zurück, wenn vor ihnen auf dem engen Landungsplatz sich die Pferde von Fretheim versammelten.

Jeden Morgen wartet diese Schar, dreißig oder vierzig an der Zahl, wiehern, stampfend, ungeduldig sich schüttelnd, vor zweirädrige, hochsitzige Wagen gesickert, mit ihren Aufsehern auf die Reisenden, um diese den steilen Serpentinweg nach Myrdal emporzubringen. Weder Bahn noch Autos können das wilde Tal bezwingen, aber diese herrlichen Tiere, geboren in der Landschaft und vererbt mit ihr, asiatischen Steppenpferden verwandt, klettern die schmalen Wege auf und ab, sicher, ohne fremden Willen, eigensinnig, trohig, Schritt für Schritt, Tag für Tag, vier Stunden zur Höhe, vier Stunden zurück zum Fjord. Der Kutscher steht auf einem kleinen Trittbrett hinter den zwei Reisenden, die sich wohl geborgen fühlen in dem offenen, schalenförmigen Wagen, auf den gefährlichen Wegen knapp am Abgrund, hinter den breiten Rücken der tapfern Pferde von Fretheim. Jedem Stein weichen die Tiere selbständig aus, umgehen ihnen begegnende Biegenberden, Kühe, Wanderer. Die düstere, enge Felsenpassage, wo von beiden Seiten lärmende Wasserfälle in den laut schäumenden Gebirgsbach stürzen und Gerölle auf den Weg werfen, wo das Herz des Reisenden stille steht, begrüßen sie mit lautem Wiehern und durchtraben sie mit sichtbarer Freude. An einem Brummen machen sie halt, trinken vorsichtig. Manchmal traben sie eilig ein Stück Weges, dann träumen sie und stehen beinahe still. Peitschen gibt es nicht in diesem Land. Ein leiser Lockruf des Kutschers genügt, um sie an ihre Pflicht zu erinnern.

Es ist eine kleine stämmige Rasse, mit sandgelbem Fell und langen schwarzen oder holzbraunen Schweifen. Ihre Mähnen sind vielfache Klämme, hell aus dem starken Hals springend, mit dunklen Spitzen endend. Wie Schmuck aus schweren Perlen tragen sie diese großen Haupen. Kofett werfen sie oft die Köpfe zurück, und die Ponyhaare, in der Mitte gescheitelt, fallen über die klugen Augen. Man liebt die Pferde mit großer Innigkeit. Am Abendziel in Fretheim, schütteln sie sich mutwillig, scheinen nicht müde zu sein, sondern bereit, sofort wieder umzulehren und hochzulettern den bekannten Weg. Sie ziehen die breiten Lippen hoch, die weißen großen Zähne leuchten, sie lachen und wiehern laut und zufrieden nach der schweren Arbeit des Tages. Und wenn sie Träume haben, werden sie sich in jener engen Schlucht wiederfinden, wo die Felsen ihre sandgelben Körper streifen.